



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bosse, Robert: Aus der Jugendzeit : Erinnerungen : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

seiner Primavera wiedergab, ist von Verrocchio als junge Mutter dargestellt worden: ihre großen vornehmen Hände halten das nur im Relief gegebne Kindlein fast versteckt an die Brust gedrückt, sodaß die Wirkung des Hauptes zunächst allein zur Geltung kommt, und doch liegt schließlich in der Darstellung eines Mutterglücks sein wahrer Inhalt.

R. W.



Aus der Jugendzeit

Erinnerungen von D. Dr. Robert Bosse

(Fortsetzung)

5. Die zweite Mutter



Im März 1838 verheiratete sich mein Vater wieder, und zwar mit einer Tochter des Strumpfwarenfabrikanten Eberhard Fritsch in Halle an der Saale. Sie hatte ihrem Großvater von mütterlicher Seite, einem wohlbegüterten Landwirt Koch in Quedlinburg, die Wirtschaft geführt, und nach dessen Tode hatte mein Vater sie kennen gelernt, Gefallen an ihr gefunden und sich mit ihr verlobt. Sie war im Jahre 1813 in Halle geboren, bei ihrer Verheiratung also fünfundzwanzig Jahre alt. Schon als Braut gewann sie unser kindliches Vertrauen. Sie ist uns eine gute und sorgsame Mutter gewesen. Sie hat meinen Vater lange überlebt, und ich bin mit ihr bis zu ihrem Tode in Liebe und Dankbarkeit verbunden geblieben. Ihrer Ehe sind noch zwei Kinder entsprossen, Arnold, geboren 1838, und Anna, ein Nachkömmling aus dem Jahre 1848. Beide haben mir sehr nahe gestanden. Mein Bruder Arnold war von jeher von großer Herzensreinheit, eine durch und durch gesunde, fröhliche, tief religiöse und praktische Natur. Er wurde ein tüchtiger Landwirt und starb im Jahre 1863 in Hackpfüffel unter dem Kyffhäuser als Ökonomieinspektor auf dem dortigen gräflich Kalkreuth'schen Gute an einer Darmzerreißung. Wir haben ihn auf dem alten Friedhofe in Rossla beerdigt. Sein früher Tod gehört zu den schwersten Führungen meines Lebens. Meine jüngste Schwester Anna verheiratete sich später mit dem Kaufmann Koch in Quedlinburg, starb aber früh an den Folgen eines Wochenbetts. Sie ruht in unserm Erbegräbnisgewölbe auf dem Brühlkirchhof in Quedlinburg.

Durch die Wiederverheiratung meines Vaters wurde das Leben im Elternhause wieder traulicher. Ich habe das, so jung ich noch war, dankbar empfunden. Zuhause war ich das älteste Kind. Meine älteste Schwester war von der zweiten Schwester unsrer rechten Mutter, der kinderlosen Gattin des Hofgärtners Ernst Bornemann in Ballenstedt, an Kindesstatt angenommen worden und wurde dort wie ein Kind des Bornemann'schen Hauses erzogen. Im Jahre 1838 verheiratete sie sich mit dem jüngern Bruder ihres Pflegevaters, dem Oberförster Wilhelm Bornemann in Tilkerode. Seitdem war meine zweite Schwester Friederike im Bornemann'schen Hause in Ballenstedt an ihre Stelle getreten. Zwischen uns und den Ballenstedtern bestand aber unausgesetzt ein reger Verkehr. Die Dienstwohnung meines Onkels Bornemann war das am äußersten Ende der weitläufigen Schlossgärten vor Ballenstedt liegende grüne Haus. Dort hatte er seinem Bruder und meiner Schwester eine überaus glänzende Hochzeit ausgerichtet. Für diese Hochzeit war auf dem Hofe des grünen Hauses ein besondrer bretterner großer Saal hergerichtet und mit grünem Tannenreisig und Blumen dergestalt bekleidet worden, daß man von den Holzwänden nichts sah. Hier wurden der Polterabend und die Hochzeit in großartiger Weise gefeiert. Die Trauung fand in der Schlosskirche statt, und unvergeßlich ist mir der stattliche Brautzug, der sich an einem herrlichen,

sonnenhellen Herbsttage durch den schönen Schloßgarten hinauf nach der Schloßkirche bewegte, der Bräutigam in großer Galauniform mit hohen Stiefeln und weißen ledernen Beinkleidern, neben ihm meine ungewöhnlich hübsche Schwester Julie im weißen Brautkleide und Myrtenschmuck, und hinter ihnen der lange, festliche Hochzeitszug. Damals habe ich zum erstenmal die Ahnung eines poetischen Eindrucks von einer lebensvollen Festfeier bekommen. Freilich stach dagegen die Prosa des von dem unruhigen, alltäglichen Geschäftsverkehr durchfluteten Vaterhauses in Duedlinburg grell genug ab.

In meinen späteren Jugendjahren habe ich während der Schulferien im grünen Hause vor Ballenstedt oft sehr glückliche Tage verlebt. Wenn Onkel und Tante Bornemann mich für einige Tage zu sich einluden, dann wanderte ich mutterseelenallein, aber fröhlich durch die stillen Felder von Duedlinburg über den Bicklinger Turm nach dem Zehling. So hieß eine Fasanerie und große Obstplantage unter dem Gegensteine, einem Stück der Teufelsmauer. Von der Höhe des Zehlings konnte ich dann das grüne Haus schon liegen sehen. Das Nachtzeug brachte mir die Botenfrau mit, die an zwei Tagen der Woche regelmäßig von Ballenstedt nach Duedlinburg und zurück ging. Das grüne Haus war für mich das Ideal einer mit Geschmack eingerichteten, harmonischen und poetischen Wohnung. Meine Verwandten waren wohlhabend, der Onkel ein schöner, geistvoller und gebildeter Mann mit weltmännischen Manieren, die Tante etwas peinlich, aber gegen mich voll liebenswürdiger Freundlichkeit, ihr ganzer Haushalt ein Muster sauberer Akkuratessse und eleganter Behaglichkeit. Der Onkel nahm mich dann mit durch die ihm unterstellten herzoglichen Gärten und Obstplantagen und erzählte dabei von seinen Reisen — er hatte zu seiner Ausbildung einige Jahre in Holland und Frankreich gelebt —, und die Tante suchte mich äußerlich ein wenig mehr zuzustutzen, als es zuhause üblich war. Ich ließ mir das gern gefallen und fühlte mich dort immer ungemein wohl. Wenn ich nach Duedlinburg zurück mußte, so hatte ich regelmäßig einige Tage lang förmliches Heimweh nach Ballenstedt. Davon durfte ich mir freilich zuhause nichts merken lassen. Aber ich habe, so schnell nach der Art der Jugend und bei meinem lebhaften Temperament diese Heimwehstimmung auch wieder verslog, damals oft das klare Bewußtsein gehabt, daß ich mich im grünen Hause glücklicher fühlte als im väterlichen. Gewiß hätte es nicht so sein sollen. Die Schuld lag aber doch nicht bloß auf meiner Seite. Das unruhige, geschäftliche Treiben und Hasten im Elternhause trat so stark in den Vordergrund, daß wir kaum jemals traulich zu den Eltern flüchten und unsre kleinen Anliegen vor ihnen ausschütten konnten. Die schöne, stille, idyllische Harmonie des Zusammenlebens, die ich im grünen Hause fand, suchte ich daheim nur zu oft vergebens.

Zuweilen durfte ich die Ferien auch in Gernode im Hause der überaus reichen jüngern Schwester meiner verstorbenen Mutter verleben. Onkel Sobbe, ihr Mann, war Bürgermeister und besaß dort ein schön gelegenes, großes, ertragreiches Landgut, das er selbst bewirtschaftete. Auch dort habe ich mich als Kind immer sehr wohl gefühlt. Das Leben war hier freier, ungezwungener und in gewisser Hinsicht großartiger als in Ballenstedt. Der große, überaus wohlhabige Sobbische Haushalt war ungemein gastlich. Das Haus wurde kaum leer von Besuch. In dem viele Morgen großen Garten konnten wir uns nach Herzenslust austoben, auf die Bäume klettern, von dem im Überfluß vorhandenen Obst aller Art soviel essen, wie wir Lust hatten. Vor den Fenstern des Wohnhauses lag der Wiesenhof, eine mit Hecken und Bäumen eingefasste, von Bewässerungsgräben durchschnittene, große Wiese, die ebenfalls zum Gute gehörte. Da wurden von uns Dämme gebaut und Wasserrillen gegraben, Vögel in Spreukeln gefangen, Schalmeien aus frisch abgeschälter Weidenrinde hergestellt, kurz alle für einen Jungen erdenkliche Kurzweil getrieben. Nachmittags gab es gemeinsame Spaziergänge in den nahen Wald, bei denen draußen das mitgenommene Abendessen verzehrt, auch gesungen und getanzt wurde. Der lebhafteste Verkehr von Gästen aller Art im Sobbischen Hause,

der Umgang mit meinem nur einige Jahre ältern Vetter Eduard Sobbe und mit dessen Schwester Antonie, einem sehr hübschen, fein erzognen, jungen Mädchen, die ländliche Freiheit und das Bewußtsein, nicht lästig zu fallen, sondern von der gütigen Tante mit besondrer Liebe gehegt zu werden, das alles verlieh dem Aufenthalt in Gernrode einen noch heute unvergessenen, poetischen Zauber. Ganz großartig war die Hochzeit meiner Cousine Antonie Sobbe mit dem Gutsbesitzer Franz Hogrefe. Sie wurde kurz nach der Hochzeit meiner ältesten Schwester und mit nicht geringerm Aufwande auf dem Stubenberge bei Gernrode gefeiert. Mit mir war eine Anzahl gleichaltriger, entfernter Vettern da, und wir haben uns in dem Hochzeitstrubel sehr unnütz gemacht und viel Unfug getrieben. Obwohl ich noch ein kleiner Junge war, machte doch die Traurede in der Kirche einen tiefen Eindruck auf mich. Ja ich kann sagen, daß dies der erste religiöse Eindruck war, den ich empfangen habe. Der Trautext war aus dem Buche Ruth, Kapitel 1, Vers 16 und 17 entnommen: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden. Der Herr tue mir dies und das, der Tod muß mich und dich scheiden.“ Ich habe diesen Text und diese Traurede nie wieder vergessen. Die schöne Braut weinte bei der Trauung bittere Tränen. Sie kam mir, weil sie so weit von dem schönen Gernrode wegziehen sollte, äußerst bedauernswert vor. Sie ist aber in Ostpreußen sehr glücklich geworden. Ihr Mann war später konservativer Abgeordneter und ist viel später als seine Frau, nämlich erst im Jahre 1896 gestorben. Wir sind uns aber seltsamerweise im spätern Leben nie näher getreten.

Zu solchen Festlichkeiten fuhr unsre zweite Mutter mit uns. Der Vater blieb, wenn er es schicklicher Weise irgend einrichten konnte, lieber zuhause. Ganz hat er die Schatten der Vergangenheit niemals mehr verwunden. Je länger, desto mehr entzog er sich der Geselligkeit außer dem Hause. Zuhause aber konnte er zu Zeiten wieder heiter und fröhlich sein. Er hatte ein treffliches Gedächtnis und wußte un-
gemein lebendig und anschaulich zu erzählen.

Am meisten interessierten uns Jungen seine Erzählungen aus der Franzosenzeit. An einem Sonntagmorgen des Jahres 1806 — so schilderte er das erste Eintreffen der Franzosen in Duedlinburg — war ein nahe bei unserm Hause wohnender Schneider Kampf, wegen seiner Statur der kleine Kampf genannt, nach dem etwa eine Meile westwärts gelegnen Dorfe Warnstedt gegangen, um einem seiner dortigen Kunden einen neuen Anzug hinauszutragen. Noch ehe er Warnstedt erreicht gehabt, hatte er gesehen, daß fremde Truppen ihm entgegenmarschierten. Bevor diese seiner habhaft werden konnten, hatte der kleine Kampf flugs kehrt gemacht und war über Hals und Kopf nach Duedlinburg zurückgerannt. In den Straßen der Stadt hatte er durch den Ruf „Die Franzosen kommen!“ die Einwohnerschaft mobil gemacht und in Bestürzung versetzt. Im ersten Schreck hatten viele Bürger ihre Häuser verschlossen und verrammelt, Geld und Wertsachen zusammengerafft und sie, so gut es in der Eile hatte gehn wollen, in den Kellern oder auf den Hausboden versteckt. In der That kamen denn auch die ersten französischen Soldaten dem Schneider Kampf auf dem Fuße nach und drangen in kleinen Trupps marodierend in die Häuser ein. Die verschlossenen Haustüren wurden mit Äxten eingeschlagen, und bald standen auch in unsrer guten Stube Franzosen vor meinem Großvater und verlangten drohend de l'argent. Mein Großvater hatte vorsorglich einige Geldrollen voll Groschen und kleinen, sogenannten Silbersechsern zurückbehalten. Davon gab er einige den lauderwelschen französischen Soldaten. Sie zerbrachen die Rollen, und als sie die winzigen Münzen sahen, warfen sie diese auf den Fußboden und drangen mit den Worten: „Nix, Bauer, nix, de l'argent“ oder rien d'argent auf meinen Großvater ein. In diesem kritischen Augenblick ertönte in den Straßen der französische Generalmarsch, dessen Melodie mein Vater uns mit dem untergelegten Texte vorsang: „Kamerad komm,

Kamerad komm, Kamerad komm mit Sack und Pack.“ Fluchend und lärmend bückten sich die Soldaten nach den am Boden liegenden kleinen Münzen, rafften davon zusammen, was sie eben erhaschen konnten, nahmen noch ein paar neue, unmitttelbar vorher vom Schuhmacher abgelieferte steife Lederstiefel mit, und weg waren sie. Für dieses mal war die Gefahr vorüber und alles gut abgelaufen. Später haben meine Großeltern häufig französische Einquartierung, und zwar immer Offiziere mit ihren Burschen in ihrem Hause beherbergt und sind immer sehr gut mit ihnen ausgekommen. Mein Vater war, wenn er davon erzählte, immer voll Anerkennung für die anständigen und höflichen Manieren der Franzosen im Gegensatz zu der ungeschlachten Grobheit und Begehrlichkeit späterer russischer oder bayrischer Einquartierung. Da Duedlinburg unmittelbar nach dem ersten Erscheinen der Franzosen dem neu gebildeten Königreich Westfalen einverleibt wurde, so war die Stadt für die französischen Truppen kein feindliches Gebiet, sondern Freundesland. Im allgemeinen haben sich die Franzosen auch bei uns als Freunde betragen. Immerhin haben sie durch ihre Leichtfertigkeit und Niederlichkeit auch in Duedlinburg in manchen Bürgerhäusern viel Verwüstung angerichtet. Für Frauen und Mädchen waren sie eine große Gefahr. Von religiöser Sitte und Zucht hielten sie nichts und spotteten darüber. Die althergebrachte Solidität der Bürgerchaft hat während der Zeit der französischen Invasion schwer gelitten. Freilich machten sie dem Puder und bei den Männern dem Haarzopf, aber ohne Zweifel auch in andern Verhältnissen manchem alten, langen oder kurzen Zopf ohne viel Federlesens ein Ende.

Vor dem russischen Feldzuge Napoleons hatte ein französischer Offizier bei meinen Großeltern längere Zeit im Quartier gelegen und sich mit ihnen und den Kindern des Hauses angefreundet. Als ihm am ersten Morgen nach seiner Ankunft Kaffee zum ersten Frühstück serviert wurde, hatte er diesen mit den Worten zurückgewiesen: Ah café, nix pour soldat. Meine Großmutter war in der größten Verlegenheit, was sie ihm vorsetzen sollte. Da hatte er plötzlich nach seinem Tschako gegriffen und war fortgerannt. Er kam aber bald vergnügt schmunzelnd zurück, und zwar mit einem Hering, den er quer durch den damals üblichen schmalen Laß seiner Beinkleider gesteckt hatte. Den Hering brachte er in die Küche. Dort suchte er meiner Großmutter durch Pantomimen und mit den Worten: Môlez, madame, mélange deutlich zu machen, daß er Heringsalat haben wolle. Der wurde denn auch gemacht, und zwar nach Duedlinburger Art äußerst schmackhaft. Der Franzose war glücklich und bekam seitdem täglich seine Portion Heringsalat zum Frühstück. Dafür war er so dankbar, daß er im Winter 1812/13, als er aus dem russischen Feldzuge mit einem Rollett, von dem an den Wachtfeuern die Schöße abgefengt waren, zurückkam, in Duedlinburg auf das Rathaus eilte und ein Quartierbillett chez monsieur Bosse verlangte. Er erhielt es auch, aber auf den Namen des ältesten Sohnes meiner Großeltern Ernst Bosse. Als er in dessen Haus geführt wurde, schüttelte er unwillig mit dem Kopfe und zerriß das Billett mit den Worten: Nix monsieur Bosse. Dann trollte er ab und fand sich auch richtig auf eigne Hand zu dem Hause meiner Großeltern. Dort wurde er gastlich aufgenommen und erzählte in seiner nur halb verständlichen Art von den Schreckenstagen in Moskau und den Leiden der grande armée in den winterlichen Steppen Rußlands und an der Beresina. Er erhielt seinen Heringsalat und marschierte nach wenig Tagen weiter nach Westen, der französischen Heimat zu.

Diese und ähnliche Geschichten kursierten in meiner Jugend vielfach in den Bürgerhäusern meiner Vaterstadt. Auch von dem unglaublichen Treiben des Königs Jérôme und seines Hofes in Kassel wurde viel gesprochen. Wir Jungen haßten und verachteten diesen König Hieronymus leidenschaftlich. Die Alten aber zuckten die Achseln dazu und lobten seine persönliche Gutmütigkeit und Leutseligkeit. Sie wollten ihn nicht als so schlimm gelten lassen, wie er verrufen wäre. Er sei oft in die Kasernen gegangen und habe dort das Essen der Soldaten gekostet, und

als einmal ein Jahr ohne Krieg vergangen sei, habe er seinen Untertanen sofort die Steuern für ein ganzes Jahr erlassen. Das wollte uns Jungen nicht einleuchten, und leidenschaftlich wiesen wir darauf hin, daß er seine Kassen aus dem Erlöse der massenhaft verkauften Güter gefüllt habe, die nicht ihm gehört hätten. Die ältern Quedlinburger und ihre Väter hatten aber dabei gute Geschäfte gemacht, und wenn sie das westfälische Treiben auch nicht billigten, hatten sie doch für den König Jerôme immer eine milde Entschuldigung bei der Hand. Uns Jungen erschien das als eine schier unbegreifliche Wunderlichkeit.

6. Die Volksschule

Schon zu Michaelis 1836 — ich war also nur wenig Monate über vier Jahre alt — schickte mich mein Vater in die unterste Klasse der städtischen Knabenvolksschule. Sie war in einem dreistöckigen großen Gebäude in der nur wenig Minuten von meinem Elternhause entfernten Beckstraße. Ich war ein kerngesundes Kind mit lebhaftem Temperament und sollte zunächst, wie mein Vater sagte, stillsitzen lernen. Geschadet hat mir der frühe Schulbesuch nicht. Ich ging von Anfang an gern zur Schule. Der üblichen, mit allerhand Konfekt gefüllten, bunten Tüte, die ich bei meinem ersten Eintritt in die Klasse von dem Lehrer bekam, hätte es kaum bedurft, mich für die Schule zu interessieren. Mehr als das Zuckerwerk imponierte mir der neue naturfarbne Tuchrock, den ich aus Anlaß meines ersten Schulbesuchs erhielt. Bis dahin hatte ich entweder ein „Habit,“ d. h. eine mit der hinten zugeknöpften Hose vereinigte Jacke oder einen „Kittel“ getragen. Den Rock empfand ich als einen gewaltigen Fortschritt. Ich muß in dem neuen Rocke besonders würdig ausgesehen haben. Denn die Meinigen stellten mich darin vor sich hin und behaupteten, der Junge sähe in dem Bratenrocke wie ein behäbiger Pächter aus. Eine ganze Weile, wohl solange der Rock hielt, wurde ich zuhause der „Pächter“ genannt und gerufen.

Die Schule, in die ich täglich mit dem Ranzen auf dem Rücken trabte, war vorzüglich. Sie leistete alles, was man von einer guten Volksschule verlangen kann. Sie hatte vier Klassen. Jede war mit einem in seiner Art ausgezeichneten Lehrer besetzt. Lehrer der untersten (vierten) Klasse war Herr Thieme, der dritten Herr Kleinert, der zweiten Herr Scharfe, der ersten Herr Mahleke. Jeder von ihnen war streng, ließ keine Unart durchgehen und lebte nur für die Schule. Sie wußten die ihnen anvertrauten Kinder ungeachtet der in jeder Klasse über hundert betragenden Schülerzahl den Altersstufen gemäß und bis zu einem gewissen Grade sogar individuell zu behandeln. Ausnahmsweise wurde in der Schule auch mit „ungebrannter Asche“ gestraft. Das geschah selten, aber wenn es geschah, schmerzte es empfindlich. Nicht bloß äußerlich, sondern um der Ehre willen auch inwendig. In der vierten Klasse habe ich nie einen Schlag bekommen; in der dritten hat mir Herr Kleinert einmal einen mäßigen Schlag mit dem Haselnußstöckchen über den Rücken gegeben. Der Schlag tat weh, war aber durch unzeitiges Sprechen während des Unterrichts wohl verdient. Dieser Nackenschlag war überdies typisch für meine Zukunft. Denn durch unzeitiges und vorschnelles Reden habe ich mir später nur zu oft empfindliche Nackenschläge zugezogen. In der zweiten Klasse habe ich mit drei oder vier Knaben aus wohlhabenden Familien einmal sogar „übergelegt“ Schläge bekommen, und zwar zu unsrer tiefen Beschämung vor der ganzen Klasse. Herr Scharfe setzte bei dieser Prozedur den einen Fuß auf die Bank, auf der wir saßen. Dann legte er uns mit einem scharfen Kuck einen nach dem andern über sein gekrümmtes Knie, zog mit der linken Hand die Hose prall und versetzte mit der rechten mit einem Haselnußstock von der Dicke des kleinen Fingers drei wohlgezielte Hiebe auf das Hinterteil. Sie taten unglaublich weh. Wir strampelten mit den Füßen und heulten mörderlich. Das half nichts. Dazu ärgerten wir vier oder fünf Bestraften, da wir die ersten der ganzen Klasse waren, uns über die wohlgefälligen Gesichter der andern Jungen. Sie lachten zwar nicht, denn das

hätte sie sicher in dasselbe Gericht gebracht; aber wir sahen ihnen das Wohlgefallen an der unparteiischen Behandlung der Jungen von der ersten Bank an den Augen an. Und doch war diese Strafe unverdient und eine ganz unverständliche pädagogische Verlehrtheit. Wir bekamen die Schläge, weil wir trotz vorhergegangener Belehrung in einem Diktat das Wörtchen „hat“ mit einem doppelten t geschrieben hatten. Das war sicherlich ein Fehler, der seine Rüge und vielleicht auch Strafe verdiente. Aber eine körperliche Züchtigung würde in einem solchen Falle heute glücklicherweise kein Lehrer mehr anwenden. Es würde ihm auch mit Recht übel bekommen. Wie der sonst ungemein einsichtige und ruhige Herr Scharfe zu diesem groben Mißgriff gekommen war, ist mir immer ein Rätsel geblieben.

Immerhin muß ich bezeugen, daß uns die übel angebrachte Strafe nicht geschadet hat. Wir fanden sie zwar hart und ungerecht, mochten aber wohl das Bewußtsein haben, daß wir für manche verborgen gebliebne Zungenstreichs Strafe verdient hatten. Uns zuhause bei den Eltern über erlittnes Unrecht zu beklagen, kam uns gar nicht in den Sinn. Bei mir wenigstens wäre mit Sicherheit darauf zu rechnen gewesen, daß der Versuch einer solchen Beschwerde mir noch eine weitere häusliche Strafe eingetragen hätte. In den Augen meines Vaters war der Junge dem Lehrer gegenüber von vornherein im Unrecht.

Auch der Respekt vor unserm Lehrer, Herrn Scharfe, hat unter dieser ungerechten Strafe nicht gelitten, und ebensowenig unser Verhältnis zu den ärmern Kameraden in der Klasse. Im allgemeinen wurde auch von den Lehrern unsrer Klipperschule von der körperlichen Züchtigung ein sehr mäßiger Gebrauch gemacht. Nur Herr Mahleke in der ersten Klasse stand in dem Rufe, daß die Jungen zwar viel bei ihm lernten, daß er aber den Stock etwas gar zu lose sitzen habe. Unter uns Schuljungen gab es einen Keim auf die vier Lehrer, der, wenn richtig verstanden, ihr Verhältnis zu ihrer Klasse vollkommen zutreffend schilderte. Er hieß: „Herr Thieme ist ein guter Mann, Herr Kleinert der geht auch noch an, Herr Scharfe ist ein Kribbelkopp, Herr Mahleke hängt die Jungen opp.“ Das bedeutete, daß Herr Thieme in der Abklasse am sanftesten, freundlichsten und väterlichsten mit den Kindern umging. Herr Kleinert in der dritten Klasse zog schon strengere Saiten auf, machte aber doch auch noch dann und wann einen kleinen Spaß und streichelte auch wohl dem einen oder andern fleißigen Jungen einmal lieblosend das Haar. Herr Scharfe, ein hagerer Mann mit einer Habichtsnase, galt als ernst, streng, aber gerecht und kannte kein Ansehen der Person. Herr Mahleke, unter dessen Schulzepter ich nicht mehr gelangt bin, machte freilich keine Umstände und galt als gefürchteter Schulthyrann; er brachte aber die erste Klasse bis zur Konfirmation sogar über das Schulziel heraus. Namentlich war er ein vorzüglicher Rechner und Rechenlehrer, und mein Vater ließ mich später, als ich schon das Gymnasium besuchte, eine Zeit lang Privatunterricht im Rechnen bei ihm nehmen, weil er — nicht ohne Grund — behauptete, daß in den für das praktische Leben so wichtigen Elementen des Rechnens auf dem Gymnasium nicht alles so gehandhabt werde, wie es hätte sein sollen. Genug, die Duedlinburger Volksschule war ausgezeichnet.

Mit unauslöschlichem, dankbarem Respekt denke ich an meine ersten Lehrer zurück, die nach heutigen Begriffen unter ganz unglaublich dürftigen Verhältnissen ihres Amtes mit mustergiltiger Treue warteten und in großem Segen wirkten. Der Eindruck, den ich von diesen meinen ersten Lehrern empfangen habe, hat mich durch das ganze Leben begleitet. Auf diesen Eindruck ist ohne Zweifel der Respekt, das Interesse, ja die Liebe und Dankbarkeit zurückzuführen, die ich für die preußische Volksschule und ihre tüchtigen Lehrer allezeit behalten habe. Ich kann bezeugen, daß einzelne Partien des schulmäßigen Wissens mir bis auf den heutigen Tag fast ausschließlich in der Form geläufig sind, in der ich sie in der Volksschule empfangen und in mich aufgenommen habe. Das gilt sogar von gewissen Teilen der Welt-, insbesondere der deutschen Geschichte, die uns von Herrn Scharfe in bewunderns-

werter, uns Kinder tief ergreifender Darstellung eingeprägt wurde. Das erste Erscheinen der Cimbern und Teutonen, Hermann der Cherusker, die Varusschlacht im Teutoburger Walde, Chlodwig und Karl Martell, Pipin von Heristal und Pipin der Kleine, Karl der Große und die Bekämpfung der Sachsen, seine Krönung in Rom, seine Verdienste um die Schule, Karls Söhne, der Vertrag von Verdun und die Gestaltung Deutschlands unter Ludwig dem Deutschen, aber auch die Geschichte der spätern deutschen Kaiser, insbesondre die des Städtegründers Heinrich, seine Kämpfe wider die Ungarn, seine Verdienste um die Städte und das Bürgerthum, natürlich auch seine und Ottos des Großen Beziehungen zu Stadt und Stift Quedlinburg, die Hohenstaufen, Rudolf von Habsburg und später Maximilian der Erste und viele andre, kurz die bedeutendsten Gestalten der deutschen Geschichte stehn mir in der Hauptfache noch heute so vor Augen, wie sie uns vor länger als fünfzig Jahren zwar in einfacher, aber Geist und Gemüt der Kinder fesselnder Form dargestellt worden sind. Heinrich den Vierten, seine Kämpfe gegen Gregor, die Kreuzzüge, die Grundzüge der Reformationsgeschichte und die Geschichte der Entdeckungen im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, das alles habe ich damals im wesentlichen so gelernt und in mich aufgenommen, wie ich es — unbeschadet späterer Ergänzung und Ausgestaltung — in den Grundgedanken noch heute festhalte.

Mir selbst ist das oft wunderbar erschienen, und ich habe es nicht an wiederholter, eingehender Prüfung fehlen lassen, ob das psychologisch möglich sei, und ob nicht vielleicht der poetische Zauber jugendlicher Erinnerung dabei eine gewisse Selbsttäuschung herbeigeführt habe. Aber ich bin, je älter ich geworden bin, desto mehr zu der Gewißheit gelangt, daß ich mich nicht täusche. Ich sehe darin vielmehr auch bei der nüchternsten Erwägung den untrüglichen Beweis dafür, daß uns die vaterländische Geschichte von unserm trefflichen Lehrer nicht bloß mit beredten Lippen, sondern aus einem warmen, begeisterten Herzen heraus gelehrt worden ist. Das war der gesunde, deutsche Idealismus, der den schlichten, einfachen Volksschullehrer in der Ausübung seines Berufs über die elenden Nöthe, unter denen er zu leiden hatte, weit hinaushob und ihn befähigte, Geist und Gemüt der Kinder zu packen und ihnen unvergeßliche, für ihr Leben wirksame Eindrücke zu vermitteln. Ich bin dafür um so dankbarer, als gerade diese wichtigsten Zeiten deutscher Geschichte mir während meiner ganzen Gymnasialzeit — kaum glaublich, aber wahr — niemals wieder im Zusammenhang gelehrt worden sind. Welche Macht übt ein rechter Lehrer, auch der Lehrer der Volksschule, ja gerade er auf unser Volk aus! Wie unberechenbar weit wirkt er in die Zukunft hinein! Welche Kurzsichtigkeit, das nicht zu würdigen!

Eine besondre Vorschule für das Gymnasium gab es damals noch nicht. Die Knaben, die später das Gymnasium besuchen sollten, wurden in die einfache Volksschule geschickt und blieben dort so lange, bis sie für die Sexta des Gymnasiums reif waren. Ich habe das immer als einen wahren Segen empfunden, daß wir dort mit Jungen aus allen Schichten der Bevölkerung auf derselben Bank saßen und mit ihnen auf gleichem Fuß verkehrten, mit den Kindern der armen Familien so gut wie mit denen der wohlhabenden.

Mit einigen Jungen aus Arbeiter- und Handwerkerfamilien hatten wir auch außer der Schule vollkommen freundschaftlichen Umgang. Ich weiß keinen einzigen Nachteil zu nennen, der mir daraus erwachsen wäre. Wohl aber habe ich aus diesem Verkehr manche reine Freude und manchen Einblick in die häuslichen und Erwerbsverhältnisse von Arbeiter-, Handwerker- und kleinen Beamtenfamilien gewonnen, der mir sonst entgangen wäre.

Ich kann die Nachwirkungen dieses Verkehrs und der dabei empfangnen Eindrücke durch mein ganzes Leben verfolgen. Man muß die Verhältnisse der ärmern Klassen aus eigner Anschauung kennen, daß man sie ganz versteht und für die sozialen und wirtschaftlichen Anschauungen, Wünsche und Bestrebungen dieser Klassen das rechte Interesse und einen sachlich zutreffenden Maßstab gewinnen lernt.

Die allgemeine Volksschule, allenfalls in Verbindung mit einem maßvoll bemessenen Privatunterricht, ist nach meiner Erfahrung in der Regel eine ganz passende Vorschule für die künftigen Gymnasiasten, Oberreal- und Realschüler, aus denen die Arbeitgeber, Beamten, Lehrer und Geistlichen hervorgehn. Die sich daraus ergebenden persönlichen Berührungen zwischen den verschiedenen Schichten der Bevölkerung geben soziales Verständnis und tragen sicherlich zur Herbeiführung eines gesunden sozialen Ausgleichs bei.

Ich weiß wohl, daß sich seit meiner Jugendzeit die Verhältnisse mannigfach geändert haben, und es mag, namentlich in den großen Städten, oft genug schwer, ja unmöglich sein, zu den einfachen Verhältnissen zurückzukehren, wie sie vor sechzig Jahren in meiner Heimat waren.

Ich halte es deshalb auch weder für geraten, noch für überall ausführbar, zur Zeit ohne Rücksicht auf örtliche Verhältnisse die bestehenden Vorschulen einfach zu beseitigen.

Inzwischen hat sich die Schwierigkeit auch noch dadurch verstärkt, daß für die allgemeine Volksschule das Schulgeld aufgehoben worden ist.

Aber als Regel möchte ich die allgemeine Volksschule oder auch die Mittelschule auch für die Kinder der in wirtschaftlich günstigeren Verhältnissen lebenden Familien als die empfehlenswerteste elementare Unterweisung ansehen. Freilich unter der Voraussetzung einer planvollen Unterstützung der Schule durch eine gesunde und christliche häusliche Erziehung.

Eine Verkehrtheit unsrer sonst so vortrefflich eingerichteten Schule ist mir bis auf den heutigen Tag unverständlich geblieben. Der Klassenlehrer, Herr Scharfe, gab in der zweiten Klasse den gesamten Unterricht mit Ausnahme von wöchentlich einer Stunde. Für diese Stunde, Donnerstags von drei bis vier Uhr, war im Lektionsplan „Lesen im Religionsgesangbuche“ vorgesehen. Schon an sich eine Verkehrtheit, das Gesangbuch als Stoff für die bloße Leseübung zu benutzen. Diese Stunde war einem jungen Lehrer, Herrn Kelz, übertragen, der im Hauptamte an der Mädchenschule angestellt war. Er mochte einsehen, daß er mit dieser einzelnen Stunde bei uns nichts auszurichten vermochte. Am wenigsten mit diesem sogenannten Religionsgesangbuch, einer Sammlung höchst profanischer, rationalistisch verwässerter Lieder von schlechtem Geschmack. Es enthielt Lieder für alle möglichen und unmöglichen Schulfeiern, z. B. für eine Hinrichtung. Die Lieder enthielten die holprigste gereimte Prosa, die man sich denken kann, und waren auch pädagogisch mit planmäßigem Unverstand ausgewählt. So fing z. B. ein Lied mit der Strophe an:

Liebenswertig möcht ich sein,
Jedermann gefallen;
Doch wie nimmt man Herzen ein?
Wie gefällt man allen? usw.

Genug, Herr Kelz wußte weder mit dieser Lektion noch mit dem Lesebuche etwas anzufangen. Ob es seiner Instruktion entsprach, weiß ich nicht; aber pädagogisch war es ganz richtig, daß er, wenn ein paar Strophen aus dem Gesangbuche gelesen waren, uns eine „Geschichte“ aus einem andern Buche vorlas. So habe ich von ihm den Robinson Crusoe vorlesen hören, und man kann sich denken, mit wieviel größerer Andacht die Klasse diesen Erlebnissen des Robinson oder einem Grimmschen Märchen lauschte im Vergleich mit dem hölzernen Religionsgesangbuche. Wir hatten den sanften, freundlichen Herrn Kelz sehr lieb und waren ihm für seine „Geschichten“ sehr dankbar. Wenn wir ihm auf der Straße begegneten, gingen wir an ihn heran, nahmen die Mütze ab, sagten Guten Tag und gaben ihm die Hand.

Meine Schularbeiten machte ich in der dritten und zweiten Klasse meist in Gemeinschaft mit einem gleichaltrigen Schulkameraden, August Stoffregen. Er war der Sohn eines ehrsamten Schuhmachermeisters, ein geweckter, fleißiger und ge-

wissenschaftlicher Junge. In der Wohnung seiner Eltern war es weit ruhiger als bei uns zuhause. Da saßen wir gegen Abend in der Werkstatt des Vaters Stoffregen an einem blank geschleuerten, großen Tische und schrieben unsere „Aufsätze“ oder rechneten unsere Exempel beim Scheine einer grün lackierten, höchst primitiven Öllampe. Die Schuster galten damals in Quedlinburg allgemein als „finnierende“ Leute, die bei großer Ehrbarkeit eine absonderliche Neigung zum Nachdenken, Kombinieren und zu allerlei entlegener Weisheit haben sollten. Das traf auch bei August Stoffregens Vater zu. Er war der Schuster meines Großvaters und eines etwas wunderlichen Großonkels von mir, namens Vogler, gewesen. Wenn er diesem ein Paar neue Stiefel brachte, dann fragte ihn der Empfänger: Was kosten sie, Meister Stoffregen? Zwei Taler und einen Gulden, Herr Vogler. So, hier ist das Geld, und da habt Ihr noch einen Gulden; dafür zieht Ihr die Stiefeln vier Wochen lang an und tretet sie aus. Dann bringt sie mir wieder! — Wie Sie wünschen, Herr Vogler! Damit zog Meister Stoffregen mit seinen neuen Stiefeln wieder ab, um sie nach vier Wochen ausgetreten wieder zu bringen. Wenn wir bei Stoffregens Schularbeiten machten, so saß der Alte auf seinem Schemel hinter einer großen, mit Wasser gefüllten Glaskugel, in der sich die Strahlen des dahinter stehenden Talgluchs konzentrierten. Von dort fielen sie hell auf seine Arbeit. Er zog seinen Pechdraht oder hämmerte seine Absätze zurecht und piffte dazu ein Liedchen oder machte seine Bemerkungen über die neue Zeit und die immer verschrobener werdenden Menschen, die dauerhafte Stiefel und Schuhe statt mit Pechdraht mit Holzstiften machen wollten. Eine kleine, ja kleinliche Welt, in die ich da hineinschaute. Aber in dieser kleinen Welt lebten ordentliche und fleißige Menschen in bescheidenen, auskömmlichen Verhältnissen ganz zufrieden.

Ein anderer Spielkamerad von mir war Louis Mühlberg, auch ein Nachbarkind. Sein Vater war Tuchmacher, d. h. Arbeiter in einer Tuchfabrik, und seine Mutter half in derselben Fabrik durch Spulen Geld verdienen. Wenn Louis Mühlberg seinem Vater das Essen in die Fabrik trug, so durfte ich zuweilen mitgehen. Dadurch empfing ich in den großen Fabrikälen einen Eindruck von dem Klappern und Schwirren der Webstühle, von dem Hin- und Herhuschen der Weberstüpfchen, von dem Spulen der Frauen, der ernstesten, wortkargen Arbeit der Männer, dem allmählichen Entstehen der Fabrikate, dem Walken und Färben und Scheren des Tuchs und allem, was dazu gehörte, und was heute in viel größerem Umfange von Maschinen statt von Menschenhänden geleistet wird. Die Familie Mühlberg war eine richtige Arbeiterfamilie. Sie lebte in einer kleinen Hinterwohnung eines Nachbarhauses völlig zufrieden, ohne jede Klage und in geordneten Verhältnissen. Wie gern habe ich da Nachmittags mit diesen ehrbaren Leuten Kaffee getrunken! Dazu gab es mit Mohrrübensaft oder Sirup bestrichenes Schwarzbrot, für mich ein Leckerbissen, der mir viel besser mundete als die weißen aber trocknen Semmeln, die wir zuhause bekamen.

Einer meiner besten Schulfreunde war Julius Engel, der fleißige, wohl-erzogene Sohn eines berittnen Steueraufsehers mit zahlreicher Familie. Durch den Verkehr in diesem Hause lernte ich den Haushalt eines knapp besoldeten, aber höchst rechtschaffenen, gewissenhaften und pflichttreuen kleinen Beamten kennen. Auch das ist mir ein Gewinn für das Leben geworden. Der Stolz der Engelschen Familie war „Pollo,“ das Dienstpferd des Vaters Engel. Mit rührender Liebe und unermüdlichem Wetteifer wurde der gute, alte Braune von den Engelschen Kindern gepflegt. Auch ich sparte mir gern einmal ein Stück Zucker vom Mund ab und trug es als Leckerbissen für Pollo hin. Wir hatten gehört, daß Pferde, die man mit Zucker füttere, ein besonders glattes und glänzendes Aussehen bekämen. Wenn dann Vater Engel, der vor seiner Anstellung im Steuerdienst Oberfeuerwerker bei der Artillerie gewesen war, sein Pferd recht glatt und blank gestriegelt hatte, so schrieben wir Kinder das stattliche Aussehen Pollos mit stolzer Genugtuung unsern wenigen kleinen Zuckerstücken zu. Julius Engel hat später

mit mir die Klassen des Gymnasiums bis Prima durchlaufen und wurde dann Chemiker. Er ist als Direktor einer Zuckerfabrik zu großem Wohlstande gelangt, aber früh gestorben.

Dieser Verkehr mit den Kindern kleiner Leute hinderte aber keineswegs den Umgang mit den gleichaltrigen Söhnen angesehener und wohlhabender Familien. Als ich später das Gymnasium besuchte, traten diese begreiflicherweise mehr in den Vordergrund. Mein Vater hatte aber gegen den Verkehr mit Altersgenossen aus unbemitteltern Familien durchaus nichts einzuwenden. Er war grundsätzlich für das Sicherunterhalten zu den Niedrigen. Zwei Forderungen prägte er uns immer wieder ein: Seid bescheiden, und seht jedermann offen und dreist ins Auge! Das klang fast wie ein Widerspruch, war es aber nicht. Er meinte das Rechte, und so haben wir es auch verstanden. Hochmut und Überhebung oder, wie man sich in Quedlinburg ausdrückte, Stolz war in seinen Augen gleichbedeutend mit Dummheit, und über alles, was als Standeshochmut erschien, konnte er in bitteren Worten die Lauge seines Spotts ausgießen. Ebenso widerwärtig aber war ihm die falsche, zaghafte Verlegenheit und Befangenheit. Er betonte nachdrücklich, daß man mit einem guten Gewissen jedemann frei und offen ins Gesicht sehen dürfe und solle, und daß man sich vor keinem Menschen, wäre er auch noch so hoch gestellt, knechtisch fürchten dürfe. Ihn durchdrang das berechtigte Bewußtsein der Würde eines anständigen, freien Mannes und Bürgers. Eng zusammen hing damit seine unbedingte Wahrhaftigkeit. Jede Lüge, auch im Scherz, war ihm ein Greuel. Wahrhaftigkeit galt ihm als selbstverständliche Voraussetzung für die Wertschätzung der Menschen, mit denen er in Berührung kam. Er verlangte von uns das offene Eingeständnis jedes vorgekommenen Fehltritts. Entsprachen wir dieser Forderung, so war er bei allem Ernst gütig und mild gegen uns. Er drang darauf, daß wir auch in der Schule den Lehrern gegenüber nach diesem Grundsatz handelten. Wie sehr haben wir ihm dafür zu danken!

(Fortsetzung folgt)



Der Marquis von Marigny

Eine Emigrantengeschichte von Julius R. Haarhaus

(Fortsetzung)

11



Es war eine traurige Fahrt, die Marigny zurücklegte. Sie erschien ihm doppelt lang wegen der trüben Wintertage, die nicht vor zehn Uhr Morgens anbrachen und gewöhnlich schon in der dritten Nachmittagsstunde wieder der langsam herabdämmernden Nacht wichen. Und was er während der wenigen Tagesstunden durch die kleinen Fenster der Postkutsche zu sehen bekam, war auch wenig geeignet, seinen Sinn zu erheitern. Alles sah grau und trübselig aus: die Landstraße mit ihren Räder Spuren und Meilensteinen, das endlose Einerlei der Weinberge, die kahlen Höhenrücken mit ihren verfallnen Burgen und die düstern Seitentäler, die sich hinter schroffen Felshängen in eine ungasstliche Öde verloren. Die Landschaft schien sich immer und immer aufs neue zu wiederholen; der Reisende glaubte die unvermeidliche Krümmung des Flußlaufes mit der hinter dem Bergvorsprung auftauchenden ärmlichen Ortschaft wohl zum hundertsten male gesehen zu haben. Immer dieselben Häuschen mit den getünchten Lehmwänden, dem schwarzen Balkenwerk und der grauen Schieferbekleidung nach der Wetterseite, immer dieselben spitzen